

Romanze in Marseille. Teil 13

Autor(en): **Kilian, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 6

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Romanze in Marseille

Und Martin, langsam klug werdend aus diesem Abenteuer und sich wohl oder übel fügend, wankte mit dem scheinbar schwer Betrunknen unbehelligt durch die aufgeregten Menschengruppen, die wirr durcheinander redeten. Und viel schneller als der Eingeschüchterte und Verängstigte es erhofft hatte, kamen sie an das Ende der Strasse, eilten über den kleinen Platz, erreichten ungeschoren die andere Seite und eine neue Gassenschlucht, deren Elendsfassaden mit schwerem Balkenwerk abgestützt waren; sie gingen unter den Balhen hindurch, tauchten auf der anderen Seite wieder auf, und nun eilte der Unbekannte immer schneller, fast hüpfend, ohne indessen seinen Gefangenen freizugeben.

«Die Idioten!» stiess er mit keuchendem Atem hervor, «haben wir überspielt. Ich bin doch nicht dumm! Ich lasse mich doch nicht dumm machen! Bin doch nicht auf den Kopf gefallen! Gleich lass ich dich laufen, es soll dich nicht reuen, mein Lieber ... Nur noch hier durch diese Gasse, schnell jetzt ... Ich lass mich doch nicht dumm machen!» Er grinste frohlockend. «Diese verfluchten Schufte, diese Blase — was die nur glauben!» Wie mit einer Klammer hielt er Martins Oberarm noch immer umspannt. Es schmerzte, und er wollte sich mit einer flinken Bewegung losreissen. «Du brauchst doch nichts zu befürchten, Dummkopf, jetzt nicht mehr, gleich gebe ich dich frei ... Eine Vorsichtsmassnahme, verstehst du! Ich bin doch nicht dumm, lass mich doch nicht für dumm verkaufen.» Und dann, als sie nochmals eine abfallende Gasse durchlaufen hatten, gab er ihn endlich frei. Martin wollte entwischen, aber der andere rief leise: «Maria santissima, wart doch einen Augenblick, was fällt dir ein! Ich bin doch kein Unmensch! Komm doch — ich sagte dir ja, dass du meinen Dank verdienst ... Er griff in seine Jackentasche, wühlte darin und steckte Martin

schnell etwas zu. «Und jetzt hau ab, marsch! Hast dich gut gehalten, bellissima ... Geh nur dort hinüber.»

Und der dunkel Gewandete, mit tief in die Stirn gezogenem Hut, wandte sich ab und war im Nu verschwunden.

Martin drehte sich gehorsam um und eilte in der angewiesenen Richtung davon, zuerst fliehend, dann sich zu einer geruhsameren Gangart zwingend mit einem rasenden Herzklopfen und der plötzlichen Wahnidee, ein Schlag müsse ihn von hinten zu Boden strecken. Er fasste sich, blickte zurück und sah erleichtert, dass ihm niemand folgte. Nun barg er beide Hände in den Jackentaschen und befühlte in der einen das zugesteckte Papier. Er befragte es tastend und versuchte seine Beschaffenheit zu erraten. Er durchschritt noch eine der engen, abfallenden Gassen, kam ohne Schwierigkeit an einigen Huren vorbei, die ihn wie lästige Insekten umschwärmten — und stand auf einmal in der Rue de la République. Endlich war er dem Labyrinth entronnen! Und es war, als erwachte er aus einem Traum. Jetzt kannte er sich wenigstens wieder aus und fand sich zu recht. Nach kurzer Zeit erreichte er die Samaritaine-Ecke. Der Wagenverkehr hatte nachgelassen, die Menschenmenge des frühen Abends sich verlaufen. Er hielt das Papier krampfhaft in der geballten Faust, als befürchtete er, der Fetzen könnte ihm aus der Tasche fliegen. Seine Neugier wuchs mit jedem Schritt und die Müdigkeit war auf einmal wie weggeblasen. Der Hunger freilich quälte ihn jetzt erst recht, und sein Magen rebellierte, als hätte auch er den Papierfetzen in seiner Hand gewittert.

Der Mann war verfolgt worden, aber warum? Was hatte er verbrochen? Er hatte sein Gesicht nur undeutlich gesehen: die vermutlich dunkle Hautfarbe, die schwarzen Schatten der rasierten

Wangen, die kaum sichtbaren Augen unter dem Hut und der schmale Nasenrücken. War es ein Dieb gewesen, ein Mörder? Ein schuftiger Komplize, Falschspieler oder Zuhälter? Dieses Rätseln war sinnlos, denn er würde doch nie erfahren, was für ein Mensch ihn zu dieser Komödie gezwungen hatte. Und schon gar keine Lust verspürte er, den Vorfall der Polizei zu melden; er war gottfroh, wenn die Polizei sich nicht um ihn bekümmerte.

Aber seine Neugier vermochte er nun nicht mehr länger zu bezähmen. Er trat in den Lichtschein einer Bar, zog seine Hand schnell aus der Tasche, öffnete sie und gewahrte zu seinem Erstaunen und hellen Entzücken eine Hundertfrankenote.

Sofort steckte er die Hand wieder in die Tasche und überquerte mit munter federnden und beschwingten Schritten den Quai. Hundert Francs! Am liebsten hätte er sie laut ausgerufen, den Schein wie eine Fahne geschwungen und handkehrum konnte er seinen «Dusel», wie Frank sagte, nicht fassen.

Er sagte ziemlich ungereimtes Zeug vor sich hin, lautlos freilich: «Noch ist Polen nicht verloren! Hundert Franken! Auch eine blinde Sau kann eine Eichel finden! Was bin ich für ein Glückspilz! Ich möchte so gern Gott danken für diese milde Gabe, aber das ist doch lächerlich, das ist jedenfalls hinter seinem Rücken geschehen ...» Solches komisches Zeug also dachte unser Glückspilz, und seine Freude und innere Ausgelassenheit war so gross, dass er mit Leichtigkeit hätte überfahren werden können, doch zum Glück hatte der Verkehr merklich nachgelassen.

Dort drüben hatte er am Abend und auch schon am Vortage billige Speiselokale gesehen und mit Frank die ausgehängten Repas mit wässrigem Mund studiert. Er wollte jetzt klug, gerieben und raffiniert vorgehen, sich mit einer Fischsuppe und Brot zufrieden geben und vielleicht noch ein Glas von dem spottbilligen Landwein trinken. Und am Tisch sitzen bleiben wollte er auch, solange es erlaubt und statthaft war. Und ganz langsam und mit innerem Behagen essen; Löffel um Löffel, ohne Hast und Eile. Nach Herzenslust geniessen wollte er und trotzdem knausrig sein mit seinem Geld wie ein Geizkragen. Weit sollte es reichen, dieses Geld ... Und vielleicht würde er noch einen Kaffee bestellen oder ein Glas Wein, das war billiger. Jawohl, lieber drei Gläser Rotwein als eine Tasse Kaffee! Wenn er drei Gläser Rotwein getrunken hatte, konnte er auch auf einem Nagelbrett wie ein Bär schlafen. Nicht zu fassen.



war es — essen, trinken! In einem Lokal sitzen wie ein Mensch! Sein Rücken straffte sich. Er hatte Geld, Geld — hundert Franken, ein Vermögen! Und er schloss seine Faust noch fester um den schmutzigen, zerknüllten Fetzen Papier.

17

«Na, da bist du ja endlich!» sagte Günter Frank und blickte Martin von oben bis unten forschend an, als dieser plötzlich und fast lautlos neben ihm auftauchte. «Morgen», antwortete er gut gelaunt und setzte sich neben Frank an das gleiche Tischchen, an dem sie schon in der Morgenfrühe des Vortages den wie ein Lebenselixier wirkenden Kaffee getrunken hatten.

«Gut geschlafen?» Frank blickte Martin neugierig und verwundert an; das sorglose, heitere Gesicht überraschte ihn, denn er hatte mehr oder weniger uneingestanden erwartet, seinen Schützling als reuevollen verlorenen Sohn wieder zu finden.

«Durchzogen», erwiderte Martin, «auf der gleichen harten Matratze wie gestern . . .» Er entfernte noch einige Spuren seines nächtlichen Lagers von der Rippelsamthose. «Da drüben, hinter dem Schloss Pharaon. Ich bin wie gerädert, die reinste Tierquälerei ist das, aber geschlafen habe ich trotzdem wie ein Bär — unglaublich! Ich muss rechtschaffen müde gewesen sein, und wenn mir die Morgensonne nicht so freich in das Gesicht geblendet hätte, würde ich jetzt noch schlafen . . .» Und dann konnte er sich nicht mehr halten und platzte heraus: «Ich möchte dich zu einem Milchkaffee mit frischen Croissants einladen.»

«Hört! Hört!» Günter Frank blickte Martin gross an.

«Du! Hoho! Ja, was ist denn los mit dir? Hast du von einer Goldgrube geträumt und glaubst jetzt reich zu sein? Oder hast du einen Krösus umgebracht? Du tust ja merkwürdig geheimnischwanger.»

«Keines von beiden — weder Goldgrube noch Raumord. Ich bin im Gegenteil gottfroh, dass man nicht mich um die Ecke gebracht hat!» Er lachte breit und brannte heillos darauf, dem Kameraden sein nächtliches Abenteuer zu erzählen.

«Also, schiess doch endlich los, Menschenkind!» drängte dieser ungeduldig. «Wie kommt es, dass du mich zu Milchkaffee und Croissants einladen kannst? Was ist geschehen?»

Doch Martin wollte sein Geheimnis noch ein bisschen warm halten und geniessen. Zuerst rief er dem Garçon, der am Bartisch ohne Begeisterung die Chromverkleidung polierte; es war derselbe Mann mit den schleppenden Plattfüssen und den trübseligen Augensäcken. Martin bestellte gelassen zwei Portionen Milchkaffee mit bei uns gebräuchlichen Gipfeln.

«Tout de suite, Monsieur», sagte der Garçon träge und schleppte seine Füsse, die schon in der Morgenfrühe müde waren, über die Zementplatte.

«Schiess endlich los!» drängte Frank nochmals, «was ist geschehen? Du hast doch hoffentlich keine Dummheiten gemacht! War's schön mit dem Mädchen? Hast du sie etwa gar angepumpt?»

«Wie kommst du darauf?» setzte sich Martin verblüfft zur Wehr. «Niemals! Dann schon lieber verhungern oder auf das Konsulat! Sie musste um acht Uhr ja schon wieder zu Hause sein. Wie kommst du überhaupt auf diesen Gedanken? Sehe ich so aus? Kennst du mich noch so schlecht?»

«Eigentlich kenne ich dich ganz gut, aber wenn man kein Geld mehr hat, dann ist man zu den tollsten Zicken fähig.»

«Ja, eigentlich ist es wahr», erwiderte Martin nachdenklich und streckte seine langen Beine mit Behagen. Die Sonne strahlte und wärmte wieder wunderbar. «Wenn man keinen Sou mehr besitzt, dann wackelt die Moral schnell, und doch muss es viel Ueberwindung kosten, bis man zu einer Gemeinheit reif ist, ich dachte es gestern — ich war doch in einer verzweifelten Stimmung, als Simone mich verlassen hatte.»

«Simone heisst sie?»

«Ja, Simone — sie ist ein prachtvolles Mädchen.»

«Das lässt sich kaum leugnen», spöttelte Frank, «das musst du am besten wissen, aber was weiter?»

«Ich war in einer lausigen Verfassung und bereute es, dass ich mich dir nicht angeschlossen hatte . . . Ich hätte heulen können — und Simone weiss von allem nichts, hat natürlich keine Ahnung, dass ich völlig blank bin. Und dann setzte mir der Kohldampf zu wie noch nie — ich glaubte ernstlich, dass ich den Morgen nicht mehr erleben würde, wie ausgehöhlt kam ich mir vor, und schwarz geworden ist es mir vor den Augen, stehen hätte ich können — es war schlimm.»

«Unkraut verdirbt nicht so schnell.»

«Mag sein, aber ich war trotzdem am Ende», fuhr Martin eifrig fort, «heute früh wollte ich kapitulieren, ja, auf das Konsulat wollte ich und kapitulieren. Wozu sich noch wie ein Hungerkünstler herumschleppen, sagte ich mir, ums Verrecken will ich doch in Marseille nicht zugrunde gehen . . . Aber dann, du wirst es mir nicht einmal glauben wollen, dann habe ich eine tolle Sache erlebt, eine unglaubliche Geschichte sage ich dir! Wenn ich sie nicht am eigenen Leib erlebt hätte (Martin griff sich an seinen rechten Oberarm, wo er den harten Griff des Unbekannten noch zu spüren glaubte), würde ich sie selber bezweifeln. Und ich war doch in einer elenden Stimmung, in einer Scheisslaune, alles war mir egal . . . Ich glaube doch nicht an Wunder, an Abenteuer — und ausgerechnet mir musste das passieren!»

«Also los!» drängte Frank, nervös werdend, «du hast ja eine Art mich auf die Folter zu spannen — unglaublich!»

»Nur einen Augenblick noch«, sagte Martin beschwichtigend, «er kommt — Milchkaffee und Gipfel, mir wird ganz weihnachtlich zumute. Nachher sollst du alles der Reihe nach erfahren.»

«Ja, das ist schon wunderbar», sagte Frank und blickte seinen Gefährten eigentümlich an, «Milch-

kaffee und frische Croissants, da schau her — es gibt also noch Zeichen und Wunder.»

Martin wünschte sofort zu bezahlen. Er spielte sich ein wenig auf, als ob er die Bank von Monte Carlo gesprengt hätte. Er griff betont gelassen in seine hintere Hosentasche, wo er seine Papiere verwahrte, zog eine Note heraus und bezahlte mit Nonchalance. Er genoss das Bezahlen sichtlich, und es war ja auch ein erhebendes Gefühl in die hintere Hosentasche zu greifen und Geld auf den Tisch zu legen wie ein Krösus. Die wahre Daseinsberechtigung stellte sich dort erst mit dem Besitz von Geld wieder ein; gewiss, das war eine traurige Erkenntnis, aber eine wahre. Diese paar schmutzigen Scheine bargen Zauberkräfte. Mit ihnen konnte man dem Priester die Messe bezahlen und der Prostituierten die lustlose Hingabe; dem Schlächter das Fleisch und dem Hirten den Lohn; der Hausfrau ihren Kohl und dem Kneipwirt den Wein; dem Bettler die Almosen und dem Reichen die Zinsen. Geld war etwas Wunderbares, und sogar die Menschen, die auf jedem Gegenstand lebensgefährliche Bazillen fürchten und am liebsten mit einer Maske in der Welt herumlaufen würden, um sich vor Ansteckung zu schützen, sogar diese Menschen ergreifen die schmutzigsten Geldscheine ohne zu zögern, ohne nachher die Hände zu desinfizieren oder sich zu ekeln. Non olet! Diese unappetitlichen Scheine wanderten ohne Ansehen der Person von Hand zu Hand, vom Matrosen zur Dirne, von der Dirne zum Schlächter, vom Schlächter zum Hirten, zur ehrbaren Hausfrau, von ihrem Mann zur Dirne und so weiter ... Der Milchkaffee war ein Labsal, die Hörnchen zart und knusperig; sie schmolzen fast auf der Zunge. Und während sie sparsam kleine Schlücke kosteten und die Gipfel verzehrten, begann Martin endlich sein nächtliches Abenteuer zu erzählen. Die Versuchung, dieses Erlebnis mit bunten Federn zu schmücken, war gross und er konnte ihr nicht ganz widerstehen. In grossen Zügen hielt er sich immerhin ziemlich genau an die Wahrheit. Freilich liess er durchblicken, dass er den Kerl im ernstesten Zorn beinahe zu Boden gestreckt hätte, nur die drohende Mündung des Colts hätte ihn schliesslich zur Vernunft gebracht. Er war nämlich überzeugt, den Colt deutlich gesehen zu haben, jedenfalls glaubte er aufrichtig davon überzeugt zu sein. Seine fassungslose Verwirrtheit verheimlichte er, und dass er unfähig gewesen war, sich überhaupt zur Wehr zu setzen. Im Grunde hatte er doch die Drohungen und Be-

fehle des Unbekannten befolgt wie ein erschrockenes Schaf. Und zum Schluss berichtete er noch, wie er in einer kleinen Kneipe einen Teller Fischsuppe mit Brot (in Wirklichkeit waren es doch zwei Teller gewesen!) und ausserdem ein Glas Wein (eigentlich zwei!) gekauft habe.

Und dann war er mit seinem Bericht zu Ende und blickte Frank erwartungsvoll gespannt an.

«Da schau her», sagte dieser, «du weisst dir zu helfen! Du bist gar nicht so hilflos, wie ich zuerst gedacht habe. Verliebt sich der Bursch' in ein reizendes Mädchen und erobert sie im Sturm, wird in eine düstere Räubergeschichte verwickelt und hat zum Schluss hundert Francs in der Tasche. Sei mir bitte nicht böse, aber es ist eine unglaubliche Geschichte! Schmeckt nach Münchhausen ... Wenn ich dich nicht schon ein bisschen näher kennen würde, könntest du mir mit deinem Abenteuer den Buckel runterrutschen, so wahr ich Frank heisse. Mir ist sowas Verrücktes noch nie passiert!» Er liebte nachdenklich seine Narbe mit den Fingerspitzen und blickte Martin prüfend an, als bezweifle er trotzdem die rätselhafte Geschichte.

«Ich habe doch so etwas Verrücktes auch noch nie erlebt!» Das Misstrauen Franks verletzte ihn. «Ich habe wahrhaftig keine Ursache dir einen Bären aufzubinden ...»

«Und jetzt — was willst du tun? Gehst du nun zum Konsul heute morgen?»

«Nein.» Martin schüttelte bestimmt den Kopf.

«Das Geld ist schnell beim Teufel.»

«Ja, ich weiss, aber morgen oder übermorgen ist auch noch ein Tag — das Konsulat läuft mir nicht davon. Und übrigens bin ich verabredet.»

«Verabredet? Sieh mal an!»

«Ja, auf heute abend mit Simone. Jetzt habe ich doch Geld! Gestern war's abscheulich ohne einen Sou. Heute kann ich sie doch wenigstens einladen, wie es Brauch und Sitte ist, und übrigens will sie mit mir zur Notre-Name de la Garde hinauf ...»

Frank lachte belustigt vor sich hin und blickte dann versonnen auf das betriebsame Leben, das am Alten Hafen längst wieder begonnen hatte, so wie jeden Tag von der ersten Frühe bis in die späte Nacht, Tag und Tag, Woche um Woche und immerzu. Die Trams waren mit Arbeitern überfüllt, die in ihre Werkstätten und Fabriken rollten; sie klammerten sich sogar an den Trittbrettern fest und standen auf den Puffern. Die Fischer kamen von ihren Fängen zurück. Die alten Weiber füllten wieder ihre Stände mit Austern und Seeigeln.

(Fortsetzung folgt)